Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 22 (1873)

Artikel: Graf Rudolf von Fenis : der Minnesänger am Bielersee
Autor: Brunner, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-123635

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Graf Rudolf von Fenis,

der Minnesänger am Bielersee.

Von

K. Brunner,

Direktor des Kollegiums in Biel.

Der Gegenstand vorliegender Arbeit führt uns in die Periode des schweizerischen Mittelalters. Die Fenisburg, auch Hasenburg genannt, liegt am rechten Ufer des obern Bielersees, zwischen dem Städtchen Erlach und den Dörfern Ins und Vinelz; letzterm Orte am nächsten. Die Hasenburg ist von historischer Bedeutung, weil sie als Stammburg der Grafen von Welschneuenburg gilt. Aber sie bietet auch ein literargeschichtliches Interesse; denn nach dem Namen der Burg Fenis benennt sich der Minnesänger, von dem wir hier sprechen wollen.

Versuchen wir es vorerst, die Zeit und den Karakter des Minnegesanges etwas näher zu skizziren! Eine Verständigung über die Grundzüge und wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Minnegesanges überhaupt wird vonnöthen sein, wenn sich später an der Hand der von uns aufgestellten allgemeinen Behauptungen die Frage beantworten soll, was wir von den Dichtungen unseres Rudolf von Fenis im Speziellen zu halten haben.

Die Blüthezeit des Minnegesanges fällt bekanntlich in's 12. und 13. Jahrhundert. Wie dem Volksepos, im 12. und 13. Jahrhundert durch fahrende Sänger vertreten, das Volkslied zur Seite steht, d. h. das aus dem Volke entstandene Lied, dessen Dichter wir ebensowenig kennen, als die Dichter der Volksepen, so steht dem Kunstgesang das Minnelied zur Seite. Kunstepos und Kunstlyrik sind in den Händen des Adels, daher der Name „höfische Poesie". Volksepos und Volkslied stellen uns das Leben selbst in seiner Unmittelbarkeit oder das Erlebniß eines ganzen Volkes dar, wobei der Dichter ganz in den Hintergrund tritt; Kunstepos und Kunstlyrik dagegen sind das Ergebniß dichterischer Reflexion. Eignet jenen der Karakter der Objektivität, so diesen derjenige der Subjektivität. Nicht das Leben, wie es an und für sich ist, sondern wie es sich in der Seele des Dichters widerspiegelt, ist Gegenstand der Kunstpoesie.

In dem Minnegesang, als der einen Seite der Kunstpoesie im Gegensatze zum Kunstepos, spricht sich derjenige lyrische Zug der Ritterwelt des Mittelalters aus, welcher von Wackernagel in dessen Literaturgeschichte kurzweg als ein allgemeiner Hang zu Empfindsamkeit und empfindungsvoller Betrachtung bezeichnet wird. Die Summe aller im Minnegesang ausgedrückten Empfindungen und Gefühle liegt in dem Worte „Minne" ausgesprochen. Für dieses Wort haben weder die Franzosen, noch die Engländer, noch irgend ein anderes Volk einen durchaus äquivalenten Ausdruck; es ist ein spezifisch deutsches Wort und kommt von der Wurzel man, denken, gedenken, sich erinnern. Der Germane der vorchristlichen Zeit trank bei Opfern und Gelagen Wuotan's, Donar's und anderer Gottheiten Minne, und von daher stammt auch die Sitte späterer Zeit, die Minne Christi, Maria's und der Heiligen, oder auch des Apostels Johannes, als des Friedensstifters, zu trinken.

Minne bezeichnet aber in der Folge nicht nur die ehrfurchtsvolle Erinnerung an die Gottheit, sondern es wird im Mittelalter mehr und mehr auch der Ausdruck für die stille Verehrung des Weibes überhaupt, resp. der Geliebten, und heißt so viel als sehnendes Verlangen nach ihr, süße Erinnerung an sie. Am besten möchte es durch das Lenau'sche: „Ein süßes Dein Gedenken" ausgedrückt sein.

Herren- und Frauendienst bildeten den Inbegriff mittelalterlicher Ritterwürde. Der in Folge der Kreuzzüge neuerwachte kirchliche Sinn führte zu der Pflicht der Beschirmung aller Schutzbedürftigen, besonders der Frauen. Im Minnegesang tritt die Erkenntniß der Frauenwürde und die Verherrlichung derselben zu Tage, oder, um auf den früher angeführten Ausdruck Wackernagels zurückzukommen: Im Minnegesang manifestirt sich jener allgemeine Hang der Zeit zu Empfindsamkeit speziell als Hang der Ritterschaft zu empfindungsvoller Betrachtung des Frauengeschlechtes. Eine Vergleichung dieser Periode in der Entwicklung des deutschen Ritterthums mit dem Jünglingsalter liegt sehr nahe. Wie sich der Horizont des Jünglings im Hinblicke auf die physische und geistige Welt, die sich ihm allmälig erschließt, mehr und mehr erweitert, so erweiterte sich auch der Gesichtskreis des Ritters während der Kreuzzüge durch seine Bekanntschaft mit neuen Ländern und Völkern, sowie durch seine Vergleichung deutscher Kultur mit der byzantinischen und orientalischen. Für Ideale schwärmt der Jüngling. Auch das Weib steht in idealem Lichte vor ihm da. Und einen solchen idealen Zug nehmen wir beim deutschen Ritterstande des 12. und 13. Jahrhunderts wahr. Das Christenthum bewährte sich an ihm als eine gewaltige Kulturmacht. Es dämpfte den Geist der Rohheit und der physischen Gewalt; es wirkte auf das Gemüths- und Seelenleben ein, und wenn wir dazu

die Innigkeit in Anschlag bringen, die der deutschen Natur von Haus aus eigen ist, sowie ihren Hang zu stiller Kontemplation, gedankenvoller Beschaulichkeit, schwärmerischem Sichversenken, so hätten wir damit wohl die wesentlichsten Momente beisammen, die den Karakter des deutschen Minnegesanges ausmachen. Um denselben indessen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Eigenartigkeit zu erfassen, ist, wenigstens andeutungsweise, noch auf ein paar weitere Punkte aufmerksam zu machen; denn es erübrigt uns die Frage, warum jener allgemeine Zug zum Idealen der einseitige zur Empfindsamkeit werden konnte.

Achtung vor dem Weibe ist ein karakteristischer Grundzug des germanischen Volksgeistes. Im Gegensatze zu den andern Barbaren nehmen bei den alten Germanen die Frauen eine höhere Stellung ein. Das Weib wurde bei ihnen nicht als Sklavin behandelt. Jungfrauen galten ihnen für bessere Geißeln eines geschlossenen Vertrages, als Männer; ja man schrieb dem weiblichen Geschlechte sogar einen angebornen höheren Werth zu. Der römische Historiker Tacitus erkennt in dem Wesen der deutschen Frauen einen vorwiegenden Zug zum Heiligen und Ahnungsreichen. Im Marienkultus des Mittelalters gipfelte der ritterliche Frauenkultus. Die mittelalterliche Kirche stellte nämlich Maria, die Mutter Jesu, als die höchste Verklärung des Weibes, als das göttliche Urbild des weiblichen Wesens, als weibliche Gottheit dar.

Aber nicht nur darum diente die Minnedichtung den Frauen, weil das weibliche Geschlecht von jeher eine geachtete Stellung einnahm, so daß z. B. der von Gliers sagen kann:

ê si von mir wurde rôt,
ich wold ê selbe mir den tôt —

sondern auch darum, weil das weibliche Geschlecht vermöge der besseren Bildung, die es besaß, der Männerwelt geistig

eben so sehr wie sittlich imponirte. Derselbe Gliers, ein Minnesänger aus dem heutigen bernischen Jura, den wir eben citirt haben, sagt andernorts:

Wie solde ein ungefueger man
mit frouwen iht gemeines hân
dekeinre, die diu erde treit!

Wie könnte der ungebildete Mann
mit Frauen irgendwie verglichen werden,
mit irgend einer, die auf Erden wohnt!

Viele mittelalterliche Dichter, so unter andern sogar Wolfram von Eschenbach, konnten weder schreiben noch lesen, während wir dagegen bei dem adeligen Mädchen Kenntniß fremder Sprachen, so namentlich des Französischen und Lateinischen, aber auch von Gesang und Saitenspiel finden.

Nachdem im Bisherigen einige karakteristische Kennzeichen des deutschen Minnegesanges kurz berührt sind, ist noch der äußeren Form und Gestaltung, sowie des Vortrages dieser Lieder zu gedenken, um alsdann einen vergleichenden Blick auf die südfranzösische Lyrik der Troubadours und auf die nordfranzösische Poesie der trouvères zu werfen.

War das altdeutsche Volkslied in seiner äußern Form überaus einfach — kurze Strophen mit leichter Reimverbindung, mehr Alliteration als Reim — so schuf dagegen die Kunstlyrik mit theilweiser Anlehnung an provençalische Dichtungen komplizirtere Formen: eine dreigliedrige Strophe, in welcher die beiden „Stollen", Satz und Gegensatz, die gleiche Stellung haben. Das dritte Glied, der „Abgesang", bindet sich nicht an die Reimstellung der beiden voranstehenden Glieder, sondern steht selbstständig da. So einfach diese Grenzen sind, innerhalb welcher sich das deutsche Minnelied bewegt, so mannigfaltig ist es denn doch wieder mit Rücksicht auf Strophen- und Verszahl, auf Reim, Töne u. s. w. So hat z. B. Rudolf von Fenis

unter den VIII Liedern, welche von der Hagens „Minnesinger“ als von ihm herstammend aufführen, 2 Lieder mit je 2, 4 Lieder mit je 3, 1 Lied mit 4 und 1 Lied mit 5 Strophen. Wir haben es im Minnegesang mit einer ausgebildeten Technik zu thun; denn an Mannigfaltigkeit des Reims und des Versbaues übertrifft die mittelalterliche Lyrik diejenige der Gegenwart bei Weitem. Die Kenntniß dieser Technik aber wurde dem Einzelnen nicht auf schulmäßige Weise beigebracht, d. h. also etwa durch einen Lehrer der Dichtkunst, oder einen eigentlichen Gesangsmeister, sondern vielmehr auf mehr mechanischem Wege, indem nämlich die Söhne der Ritter neben andern Gegenständen höfischer Bildung von ihren Erziehern oder „Meistern“, wie sie hießen, auch die Kunst des Dichtens erlernten. Dieses Erlernen besteht bei ihnen nicht im bewußten Sichaneignen künstlerischer Formen und Gesetze, sondern vielmehr im bloßen kunstgerechten Nachbilden gewisser mustergültiger Vorbilder. Anderseits aber ist es doch auch wieder mehr als nur das; denn bei dem Minnegesang galt als Regel, daß für jedes Lied Wort (Inhalt), dôn (d. h. Metrum) und wîse (d. h. Melodie) wechseln müsse.

Und wie wurden die Minnelieder Denjenigen, für welche sie bestimmt waren, vorgetragen? — Gesungen, nicht bloß geschrieben und gelesen wurden dieselben in Begleit der Fiedel oder Geige, und der Vortragende scheint meist der adelige Sänger selbst oder der von ihm gewählte Liederbote gewesen zu sein. Wir sagen: der „adelige“ Sänger, denn nur dem Stande der Edeln gehören die deutschen Minnesänger an, wenn sie auch häufig bloß nachgeborne Söhne des niedern Dienstadels sind. Und das Publikum, die Zuhörerschaft dieser Sänger? Die bestand aus ihren Standesgenossen an den Höfen der Fürsten, aus den Kreisen holder Frauen und Jungfrauen, edler Ritter. Wurden diese Lieder bloß vom Sängerboten

vorgetragen, so mußte daraus die poetische Sitte erwachsen, den Namen derjenigen, welcher sie gewidmet waren, im Liede zu verschweigen.

Wie stellt sich nun aber die deutsche Lyrik des Mittelalters zur südfranzösischen und wie zur nordfranzösischen Lyrik?

Die altfranzösische Lyrik ist beinahe nur Minnegesang. Auch in der deutschen Lyrik herrscht die Minne vor, aber sie ist keineswegs der einzige Gegenstand der Lieder aus dieser Zeit; begegnen wir doch auch religiösen, moralischen und polischen Gedichten; die altdeutsche Lyrik hat also vor der altfranzösischen den Vorzug voraus, daß sie ein nationaleres Gepräge an sich trägt, eine Behauptung, die sich indeß nur auf den Inhalt, nicht auf die Form bezieht.

Der Gesang der Südfranzosen oder Troubadours ist im Gegensatze zu dem weichen, resignirenden und sanften Minnegesange der Deutschen männlich, feurig und stürmisch. Der heißblütige Provençale nimmt an Allem, was sein engeres und weiteres Vaterland bewegt, den lebhaftesten Antheil. Er wetteifert mit Königen in Liebeswerbungen; er scheut sich nicht, einem Landesfürsten keck entgegenzutreten, wo er mit dessen Politik nicht zufrieden ist, und während der Eine wider den Papst in Rom, ein Anderer wider die Juristen eifert, gibt ein Dritter im Gesange seinem Hasse und seiner Geringschätzung aller nichtadeligen Stände Ausdruck. Seine, dem religiösen Fanatismus leicht zugängliche Natur bringt es mit sich, daß er sich für die Kreuzzüge lebhaft begeisterte. Aber nicht bloß für die Sache der Kirche im Oriente, auch für die Kreuzzüge im eigenen Lande, gegen die sogenannten Ketzer, entbrennt der provençalische Troubadour, und Folquet von Marseille, das Vorbild, das, wie wir später nachweisen werden, Rudolf von Fenis nachgeahmt hat, ist nicht der Einzige, der früher

als Gatte und Vater an die schöne Adalasia, Gemahlin des Vizgrafen Barrel, heftige Liebeslieder dichtete und später als Erzbischof von Toulouse (seit 1205) mit Feuer und Schwert gegen die Albigenser wüthete, wofür er denn freilich von der Kirche selig gesprochen wurde.

Endlich steht der deutsche Minnegesang dem romanischen voran durch Melodie, Klangfülle und Beweglichkeit einer noch nicht abgeschliffenen Sprache.

Und wie steht es denn schließlich mit der Originalität des deutschen Minnegesanges? Steht er in einem freien, selbstständigen Verhältnisse zur Poesie der Troubadours und trouvères, oder ist er von derselben mehr oder weniger abhängig? — Ist diese Frage an und für sich wichtig, so hat sie für uns wegen des hier zu besprechenden deutschen Minnesängers noch ein ganz besonderes Interesse. Die Fenisburg stand wie heute, so schon damals an der Sprachgrenze. Die deutsche und romanische Sprache berührten sich zu jener Zeit in den Gegenden der neuenburgischen Grafen offenbar auf's Innigste, und wenn auch dort nicht provençalisch, sondern romanisch gesprochen wurde, so war ja doch die Provence den von Rudolf beherrschten Ländereien nahe genug, und es kann uns somit nicht wundern, daß er den in provençalischer Sprache geschriebenen Dichtungen offenbar nicht fremde war. Ein hervorragender Philologe der Gegenwart, Dr. Karl Bartsch, hat im elften Bande von Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, Jahrgang 1859, sogar im Einzelnen nachgewiesen, daß Rudolfs Gesänge zum weitaus größten Theile freie Nachbildungen provençalischer Dichtungen, und zwar vorwiegend Nachbildungen der Lieder des Provençalen Folquet von Marseille sind.

Aber auch die ganze deutsche Lyrik des Mittelalters steht in einem gewissen Abhängigkeits-

verhältnisse, wenn nicht von der provençalischen, so doch von der französischen Lyrik, und Wackernagel stellt in seinem Werke: „Altfranzösische Lieder und Leiche" den Satz auf: Die französische Lyrik hat sich unter Einwirkung der provençalischen entwickelt, wenn sie auch hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben ist, während sich die deutsche höfische Lyrik ihrerseits wieder unter Einwirkung der französischen entwickelt hat, aber ihr Vorbild weit übertrifft. Der Grund dieser Ueberlegenheit stammt aus der Gesammtbegabtheit des deutschen Volkes überhaupt und aus dem deutschen Volksliede, welches die nachgewiesene ächte Quelle der ältesten und edelsten deutschen Minnelieder ist. Der Beweis hiefür liegt in den Liedern, die man dem Wernher von Tegernsee und dem von Kürenberg zuschreibt.

Bezüglich der Verbreitung der romanischen Sprache um jene Zeit seien mir noch ein paar Bemerkungen gestattet. Die Profangeschichtschreiber von damals versichern uns, daß die romanische Sprache zu ihrer Zeit weit verbreitet war und allgemein verstanden wurde. In Italien, Frankreich, Spanien redete man damals Sprachen, die gewissermaßen nur als Dialekte einer und derselben Kernsprache angesehen werden können. Schon aus dem 10. Jahrhundert liegen uns Zeugnisse vor, daß die französische Sprache nach Deutschland drang (Perz 2, 40). Die Ursperger Chronik weiß, daß im Sachsenheere Otto's I. Viele der französischen Sprache kundig gewesen seien. [1])

Im 11. Jahrhundert nahm die Verbreitung in dem Maße zu, als der Ruf der hohen Schule zu Paris sich verbreitete. Damals schon studirten viele Deutsche an letztgenannter hohen

---

[1]) Anno 937: Ex nostris etiam fuere qui gallica lingua loqui sciebant.

Schule. Im 12. Jahrhunderte — und dahin gehören ja die Dichtungen unseres Rudolf — mehrte sich der Gebrauch dieser Sprache besonders durch die Kreuzfahrten, da sowohl in den Kreuzheeren, als besonders in Jerusalem meist französisch gesprochen wurde. Ja damals schon finden sich Spuren vor, daß deutsche Kinder à la française erzogen wurden. Der heilige Bernhard von Clairvaux fordert im Jahre 1146 am Oberrhein zum Kreuzzug auf und zwar in französischer Sprache, und Thatsache ist, daß seine Worte ergreifend und hinreißend wirkten. Wir dürfen also Kenntniß der französischen Sprache unter den höhern Ständen schon für jene Zeit voraussetzen [1]) und das Verständniß der literarischen Erzeugnisse des einen Landes konnte somit auch dem Bewohner des andern nicht allzu schwer gefallen sein.

Nachdem ich in der Einleitung zu dieser Studie den Minnegesang als eine lieblich duftende Blüthe mittelalterlicher Dichtkunst darzustellen gesucht habe, darf ich dem Leser ein hartes Wort Schiller's über den deutschen Minnegesang nicht vorenthalten, das dieser bei Anlaß einer Rezension über die Tieck'sche Uebersetzung der Minnelieder gesprochen hat und das mit dem Gesammturtheile in ziemlichem Widerspruche zu stehen scheint: „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde eben so beschaffen sein. Welch' eine Armuth an Ideen, die diesen Minneliedern zu Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen; ganz Recht! das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften,

---

[1]) Vergl.: „Der hl. Bernhard in Schaffhausen" in der hist. Zeitschrift: „Der Unoth", Bd. I, S. 249, Note.

und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenscheine sitzt und singt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, als — die lange Weile."

So unser Schiller. Und an Solchen, die ihm beistimmen, hat es nie gefehlt. Diese Poesie ist nicht naturwüchsig, heißt es da; sie ist eine exotische Pflanze. Was der Dichter ausspricht, kommt nicht aus der Tiefe der Seele, aus einem warm fühlenden Herzen; es ist bloß anempfunden. Es fehlt dem Minnegesang an innerer Wahrheit — er ist eine geschraubte, affektirte Poesie; er hat nichts Männliches, wohl aber desto mehr Weibisches an sich; er ist das Ergebniß einer blasirten Weltanschauung, das Kind einer gewissen Moderichtung der Zeit.

Knüpfen wir bei der letzten Beschuldigung an. Allerdings ist der Minnegesang ein Kind seiner Zeit, und wenn wir uns, um ihn richtig zu würdigen, auf den historischen Boden stellen, aus welchem dieses Kind der Zeit herausgewachsen ist, so wird unser Urtheil ein milderes und gerechteres werden.

Es ist allerdings eine eigenthümliche Erscheinung, daß unter den Tausenden von Produkten eines Standes — die Von der Hagen'sche Sammlung zählt 160 Minnedichter — der lange Zeit nichts zu thun hatte und auch nichts zn thun wußte, als das Schwert zu führen und Lanzen zu werfen, sich kein einziges Kriegslied vorfindet. Wohl gibt es unter ihnen Lieder, die zum Kreuzzuge aufrufen, aber keine, denen man eine eigentlich kriegerische Stimmung des Dichters abfühlen könnte; gar seltsam kontrastiren diese träumerischen Selbstquälereien, da der Ritter mit seiner Angebeteten im Verhältnisse beständig abwechselnder Abstoßung und Annäherung steht, diese gleichförmigen Liebeslamentationen, dieses ewige Schmachten des deutschen Ritters nach der Geliebten mit der heiteren, selbst-

vertrauenden, antiken Weltansicht jener südlichen Nationen, wie sie sich im Liede der Troubadours kundgibt. Als Hauptursache, warum dem deutschen Minnegesang im Gegensatze zum provençalischen der Karakter des Markigen, Männlichen fast abgeht, sehe ich das an, daß es dem deutschen Volke zu der Zeit, da der Minnegesang auf seinem Höhepunkte stand, also am Ausgang des 12. und am Eingang des 13. Jahrhunderts, an einem regern öffentlichen Leben gebrach. Für den Süden schwärmen die Hohenstaufen; aber gerade diese Vorliebe für den Süden läßt das germanische Volk im Allgemeinen kalt, und wenn es für Kaiser und Reich in den Krieg zieht, so thut es das nicht wie im Jahr 1870 auf 1871, weil es den Krieg als nothwendig erachtet, und ihn von diesem Gesichtspunkte aus also selber will, sondern weil es ihn wollen muß. In eben dem Maße nun, als das öffentliche Leben in den Hintergrund trat, in eben dem Maße zog sich der deutsche Sänger mit seinem Fühlen und Denken auf sich selbst und auf die engern Kreise seines Standes zurück und schlug die Dichtkunst diejenige einseitige Richtung ein, die Schiller so hart beurtheilt. Von dem Vorwurfe dieser Einseitigkeit wollen und können wir am allerwenigsten denjenigen Sänger freisprechen, mit dem wir es hier zu thun haben. Einzig den Walther von der Vogelweide trifft derselbe nicht, haben wir doch bei ihm neben einzelnen unvergleichlich schönen Minneliedern auch solche Gesänge, in denen er sich uns als ein warmer Patriot, als ein freisinniger und freimüthiger Beurtheiler der politischen und kirchlichen Zustände seiner Zeit zu erkennen gibt.[1]) Von seiner patriotischen Gesinnung zeugt unter Anderm das herrliche Lied, wo es heißt:

---

[1]) Gödecke a. a. O., S. 39, nennt ihn „einen Helden des Gesanges unter den Helden der Geschichte“.

„Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!“

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frauen sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt;
Lebt' ich lange nur darinne!

Von Walthers Freimuth gegenüber dem Klerus seiner Zeit zeugt dessen Ausspruch:

„ir pfaffen, ezzent hüener und trinkent wîn,
und lant die tiutschen . . . vasten.“

Ihr Pfaffen esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die Deutschen . . . fasten. [1])

Gehen wir nun auf Rudolf von Fenis, den Minnesänger am Bielersee über. Für die Frage nach dessen Abkunft und Wohnsitz entscheiden die urkundlichen Zeugnisse.

---

[1]) Die berühmtesten Sammlungen der Minnelieder sind: Die Weingartner Liederhandschrift. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttgart, 1843. 8. — Die alte Heidelberger Liederhandschrift. Herausg. v. Frz. Pfeiffer. Stuttgart 1843. 8. — *Carmina burana.* Lat. und deutsche Lieder und Gedichte eines Msc. des 13. Jahrh. aus Benedictbeuren (herausg. von J. A. Schmeller). Stuttg. 1847 8. — Minnesinger, deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrh., gesammelt von Fr. H. v. d. Hagen. Leipzig 1838. IV. 4.

Ulrich, nach der gewöhnlichen Annahme der jüngere Sohn des Grafen Kuno von Oltigen, soll der erste Herr von Fenis und der Stammvater der Grafen von Neuenburg sein. Nach Graf Ulrich nannten sich alle nachfolgenden Besitzer der Burg „Herren von Fenis". Ulrich war ein Zeitgenosse Konrads II., des Saliers (1024—1039). Daß dieser Letztere den Ulrich im Jahre 1035 mit der Burg Vinelz als Reichslehen belehnt habe,[1]) scheint urkundlich eben so wenig erwiesen zu sein, als daß die Grafen von Fenis von dieser Zeit an ihren Wohnsitz nach Neuenburg verlegten. Dieser Ulrich starb im Jahre 1085. Seine Söhne hießen Kuno und Burkart. Ersterer war Bischof von Lausanne und legte um 1100 den ersten Grund zu der Benediktinerabtei St. Johannsen bei Erlach, die heute noch als ehrwürdiges Denkmal aus alter Zeit dasteht. Burkart war Bischof von Basel. Er ist der Erbauer des so malerisch gelegenen Schlosses Erlach und der Vollender des von seinem Bruder begonnenen Klosterbaues zu St. Johannsen. Die Filiation der Grafen von Neuenburg ist urkundlich hergestellt bis auf Rudolf und Mangold, die zwei Brüder, welche in der Geschichte zum ersten Male als „Herren zu Neuenburg" auftreten[2]). Rudolf I. und Mangold stifteten im Jahre 1143 das Gotteshaus Andreasbrunnen (Fontaine St-André bei Neuenburg). Nach Chambrier (a. a. O. S. 11) hieß Rudolfs Gemahlin Emma von Glane und brachte ihm die Güter dieses Dynastenhauses zu. Rudolfs I. Sohn hieß Ulrich, Herr zu Neuenburg (dominus novocastrensis), und dieser Ulrich, also Ulrich II., war der Vater unseres Rudolf von Fenis und

---

[1]) *Chambrier:* Histoire de Neuchâtel et Valangin, S. 10.

[2]) Urkundlich kommt Rudolf nirgends als Besitzer von Fenis vor, aber auch kein anderes Haus. Vergl. Wurstemberger: Gesch. der alten Landsch. Bern, II., 387, ff.

ein treuer Anhänger der Zähringer, der mächtigen Herzoge und Rektoren von Burgund, Berchtolds IV. und Berchtolds V. [1]) Seine Gemahlin, die wir nicht näher kennen, hieß Bertha; seine drei Söhne waren **Rudolf,** Ulrich und Bertold, und seine Ländereien erstreckten sich hauptsächlich über die Gegend zwischen dem Bieler- und Neuenburgersee und der Aare bis in die Nähe von Solothurn. Dieser Ulrich, Vater, war einer der mächtigsten Dynasten der Westschweiz im 12. Jahrhundert und starb nach Chambrier im Jahr 1190, nach Kopp (Gesch. der eidg. Bünde II., 2, 54) im Jahre 1191 oder doch 1192. Der erste der beiden Gewährsmänner läßt Ulrich im Jahre 1169 mit der Schirmvogtei über die Stadt Biel betraut werden. Auch starb er ihm zufolge im Kreuzzug. Unserm Rudolf begegnen wir zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahre 1182 [2]) und alsdann in einer solchen vom Jahre 1187 und vom Jahre 1189. [3])

Rudolf II., nicht, wie Von der Hagen und Andere schreiben, Rudolf III., überlebte den Vater nicht lange, und die wenigen Urkunden, in denen der Minnesänger handelnd auftritt, lassen uns ihn nicht als einen besonders hervorragenden Dynasten erkennen. Er dürfte wohl kaum sehr alt geworden sein und überhaupt der edeln Sangeskunst mit mehr Freude obgelegen haben, als den Regierungsgeschäften eines großen

---

[1]) Vergl. Urk. vom 6. Oktober 1175 bei Zeerl., Urkunden I., 284. — Berchtold IV. † 1186. Berchtold V. 1218.

[2]) Siehe Zeerl. Nr. 67; Ulrich, Herr von Neuenburg, schließt dieser Urkunde zufolge einen Vertrag mit der Abtei Frienisberg und „*Rodulfus*, *Vlricus*, *Bertoldus* ipsam concordiam infrictam custodire fideli sponsione promiserunt.“

[3]) 1187: Die Kirche St. Moritz in Nugerol macht dem Kloster Frienisberg unter Gutheißung des Grafen Ulrich und seiner Söhne eine Schenkung. — 1189: Ulrich selber vergabte mit Zustimmung seiner Gemahlin und der Söhne **Rudolf** und Ulrich der Kirche zu Bellelay sein Eigen zu Grenchen. Siehe ***Matile*** : Monuments de l'histoire de Neuchâtel.

Gebietsherrn, von denen die Urkunden des Vaters und der Enkel häufig sprechen. Ist er zu der Zeit, da er selbstständig als *Comes et dominus de Novo Castro* auftritt, noch jung, was zu vermuthen ist, und umfaßt seine Regierungszeit höchstens 4 bis 5 Jahre, was sich aus spätern Daten ergibt, so kann uns die kleine Anzahl von Urkunden, in welchen er handelnd auftritt, weniger befremden. Während der Jahre von 1191 bis 1196 urkundet Rudolf zweimal im Jahre 1192: Rudolf, Herr zu Neuenburg, und Ulrich, sein Bruder, erklären den Doppelstreit zwischen sich und dem Kloster Hauterive (Altenryff oder Alta ripa bei St. Blaise) einerseits und dem genannten Kloster und der Abtei St. Andreas-Brunnen anderseits für beigelegt.[1]) Derselbe Rudolf und sein Bruder Ulrich, Herren von Neuenburg, beendigen auf gütliche Weise den Streit zwischen dem Kloster Hauterive und der Abtei Fontaine St-André bezüglich der Reben zu Arins (bei Kopp a. a. O., S. 54, Clarins), indem sie der letztgenannten Abtei den dritten Theil des Zehntens von Champreveyres anweisen.[2]) Unser Rudolf muß vor dem 30. August des Jahres 1196 gestorben sein, denn laut Urkunde von diesem Datum stiftet Ulrich, Graf und Herr zu Neuenburg, sich und seinem verstorbenen Bruder Rudolf eine Jahrzeit zu Altenryff (Hauterive).[3]) Bei seinem Tode hinterläßt Rudolf einen minderjährigen Sohn Berchtold.

Dieser Berchtold, Sohn unseres Rudolf, sowie dieses Letztern Bruder Ulrich und dessen jüngster Sohn Berchtold, nach-

---

[1]) *Matile* a. a. O. Nr. 41.

[2]) *Matile* a. a. O. Nr. 42. Die Urkunde hebt mit den Worten an: *Ego Radulpus de Novo Castro dominus* etc.

[3]) Der Wortlaut der bezügl. Urkunde (Zeerl. a. a. O. Nr. 90) heißt: „Ego Vldricus Comes et dominus de Novo Castro.... assensu uxoris mei fratris pie recordationis *Radulphi Comitis*.... pro anima fratris mei prefati *Comitis Radulphi*.“

maliger Bischof zu Lausanne, hatten für ihre Zeit und Umgebung offenbar größere Bedeutung. Der Erstgenannte setzte im Vereine mit seinem Oheim Ulrich, Herrn zu Neuenburg, um 1214 herum für Schloß und Stadt Neuenburg eine Charte de franchise fest. Den 12. Sept. 1218 erschienen sämmtliche drei Herren von Neuenburg im Hoflager des großen Hohenstaufen, Friedrichs II. Als es dann zwischen 1225 und 1226 zwischen Berchtold, dem Sohne Rudolfs einerseits, und zwischen Ulrich und dessen Söhnen anderseits zur Theilung kam, da wurde Berchtold ausschließlich Herr über Neuenburg und über die welschen Landesgebiete, während Ulrich die Grafenwürde mit den deutschen Gütern behielt.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß Graf Rudolf II. von Fenis am Ende des 12. Jahrhunderts gelebt hat und durch seinen Sohn Berchtold Begründer der welschneuenburgischen Herrschaftslinie geworden ist. Das Bild unseres Minnesängers, das aus der Weingartner Sammlung in das Musée Neuchâtelois, Jahrgang 1864, hinübergenommen ist und daselbst die Beigabe zu einer von Dr. Guillaume verfaßten, lesenswerthen Abhandlung: „Un troubadour Neuchâtelois“ bildet, trägt die Ueberschrift: *GRAVE R. UON PŒNIS.* [1]) Die Liedersammlung: Minnesinger von Von der Hagen, der wir den Text der Lieder Rudolfs entnehmen, gibt letztern die Ueberschrift: *Grave Ruodolf von Niuwenburk.* — Das Gemälde der Manessischen Handschrift zeigt, ähnlich wie die Weingarten'sche, zugleich den Grafen und den Dichter. Im Arabeskengrunde, wie ein Teppich, sitzt auf gepolstertem

---

[1]) Durch die freundliche Erlaubniß des Hrn. Verlegers vom „Musée Neuchâtelois“ ist der Herausgeber des Taschenbuches in Stand gesetzt worden, das bezügliche Bild den Lesern ebenfalls vor Augen zu führen. — Im Namen „PŒNIS“ ist das anlautende H durch Schuld des Handschriftenmalers weggelassen.

Throne der blonde Jüngling mit goldenem Kranze (auf dem Weingarten'schen Bilde trägt er die Grafenkrone), enganliegendem grünen (W. rothen) und veilchenfarben goldbesäumtem Oberkleide und hält ein aufgerolltes Liederpergament in der Linken. Den Wappenschild oben theilen drei goldene Streifen in der Länge und in jedem der beiden rothen Streifen dazwischen drei weiße Sparren.

Und welches war nun der Wohnsitz des Grafen Rudolf? War's die Fenisburg oder war es *Novum Castrum*, das heutige Neuenburg? Auf diese Frage habe ich eben so wenig eine präcise Antwort, als auf die Frage, wie die Grafen von Fenis in den Besitz der Landschaft Neuenburg gekommen seien. Von der Hagen nimmt an, die Fenisburg sei im großen Erdbeben von 1117 zerstört und seither nicht wieder aufgebaut worden. Damit übereinstimmend heißt es im Abrégé de l'histoire de Neuchâtel et Valangin: Vom Jahre 1118 an wohnten die Grafen von Neuenburg zu Neuenburg selbst, statt wie früher zu Fenis und führten von nun an den Namen „Grafen" von Neuenburg, statt Freiherren von Neuenburg.

Mochte nun Rudolf zu Neuenburg oder auf der Fenisburg gewohnt haben, unter allen Umständen liegt uns ob, hier über das Topographische der Fenisburg einige nähere Mittheilungen zu machen.

Fenis und Hasenburg sind die zwei Benennungen, die in Bezug auf unsere Burg neben einander vorkommen. Bezüglich des Wortes Fenis begegnen wir folgenden Schreibungen: *Feni*, *Fenis*, *Fœnis*, *Phœnis*, *Phœnix*, *Vanel*, *Vinels*, *Vinelz*, *Vinils*, franz. *Fénis*. Fenis oder Fenil war vermuthlich das Heuhaus — fœnum, Heu; fœnile, Heuboden; fœniculus, a, um, zum Heu gehörig — der alten Hasenburg.

Mit Grund wird man schwerlich dem Dorfe Vinelz am südlichen Ufer des Bielersees den Ruhm streitig machen, die Wiege des neuenburgischen Stammes gewesen zu sein. [1]) Schon aus dem Jahre 1660 schreibt der Deutschherrn-Kommissär Hermann: Vor der Erbauung des Schlosses Erlach stand das Haus der Fenis oberhalb des Dorfes Fenis. Noch heute, sagt er damals, gibt es in der Nähe der Burgüberreste einen „Burggraben", einen „Grafenbrunnen", ein „Grafenmoos". Ich selbst habe mir bei einem Besuche, den ich dem historisch merkwürdigen Orte machte, von den Bewohnern von Vinelz sagen lassen: „Grafenmoos" heiße ein in der Nähe der Burg gelegener Weideplatz für das Vieh; „Grafenbrunnen" die am nordöstlichen Fuße der Burg liegende Quelle, die heute zwei Brunnen des Dorfes Vinelz speist; „Burgzelg" ein nördlich von der Burg gelegener Acker. Nach J. v. Müller (Bd. I, 471) findet sich im Verzeichnisse der 300 unter dem Bischof Johann von Cossonay stehenden Kirchen vom Jahre 1228 auch die zum Dekanate Neuchâtel gehörige Fenis. Derselbe Historiker führt (Bd. I, 467) an, wie der Abt von Erlach im Jahre 1242 die Fischerei **de Vanel** *in castro Nidowe* um Geld erhielt. In der That ist denn die Pfarre Vinelz noch im 15. Jahrhundert eine neuenburgische Collatur. Vinelz und Erlach, obschon nur eine starke Viertelstunde von einander entfernt, haben ein jeder Ort seine eigene Parochialkirche; die ältere derselben ist unstreitig diejenige zu Vinelz.

Aber wir haben es bei der Fenisburg nicht nur mit einem mittelalterlichen Rittersitze zu thun, sondern der eigenthümliche Karakter der Gegend, wo die Stammburg der Grafen von

---

[1]) Vergl. Zeerl. I., 172. — Chambrier ist geneigt, aus Fenis einen Ort *Fenin* im Val de Ruz zu machen, offenbar grundlos, weil alle vorhandenen Urkunden direkt widersprechen.

Neuenburg gestanden haben muß, führt uns bis in die Zeiten der Kelten oder alten Helvetier zurück. Die wenigen Mauerüberreste, welche die mittelalterliche Burg aufweist, liegen auf einem so seltsam gestalteten Territorium, daß uns eine nähere Besichtigung desselben alsogleich davon überzeugt: Wir haben eine sogenannte **Erdburg** vor uns.

Schon auf dem Wege von Vinelz nach der Burg beobachten wir an dem in der Richtung von Ost nach West hinstreichenden Höhenzug einen nach der Tiefe mehrfach abgestuften Erdhügel. Derselbe mag ein Längenprofil von circa 80 Fuß haben. Nahen wir dem Hügel in der Richtung von Nord nach Süd, so gewahren wir am Fuße des Erdhügels einen Erdgraben von 10 à 15 Fuß Breite, der ein vielleicht ebenso hoch über ihm gelegenes Plateau umschließt. Dieses Plateau lehnt sich südlich an die etwas höher liegende Hügelkette, während dasselbe nach Ost, West und Nord vollkommen frei und offen daliegt und somit den obern Theil des Bielersees sammt seinen Gestaden hierseits und jenseits durchaus beherrscht. Ueber einen zweiten, wiederum ziemlich steil ansteigenden Erdwall steigen wir zum zweiten Plateau, und abermal über einen, an der Ost- und Westseite jäh abfallenden und offenbar durch Menschenhand noch jäher gemachten circa 50 Fuß hohen Erdwall zum dritten Plateau empor. Dieses Plateau ist das umfangreichste und hat in Verbindung mit den zwei unter ihm liegenden und mit ihm parallel laufenden Plateaux die Gestalt eines natürlichen Amphitheaters. Das wenige Gestein, das hier zu finden ist, deutet eher auf einen bloßen Thurm, der hier gestanden haben möchte, denn auf eine eigentliche Ritterburg.

Ueber diese oberste Terrasse ragt nun, wiederum an die südliche Hügelreihe sich anschließend, ein circa 15—20 Fuß hoher Erdhügel empor, der vielleicht $^1/_{10}$ Juch. im Umfange

hat, keinerlei bauliche Ueberreste aufweist und sich gegen Süden hin ein wenig abdacht. Diese Erdburg als Ganzes könnte sich nach der Aussage eines Militärs, des Obersten Mandrot, welcher dieselbe im Musée Neuchâtelois, Jahrgang 1864, näher beschrieben hat, noch heute gegen einen Feind, der keine Artillerie von großem Kaliber zur Verfügung hätte, mit Leichtigkeit behaupten,

Den Eingang zu diesem in seiner Art höchst interessanten Erdwerke von der Südseite her kann man zur Stunde noch ziemlich deutlich erkennen, wie man denn überhaupt, seitdem der Hügel abgeholzt ist, von der Höhe desselben aus die drei Plateaux, sowie die beiden an deren östlichem und westlichem Fuße von Süd nach Nord, also dem Bassin des Sees zufließenden Bächlein ganz vortrefflich übersieht. Ein im Süden sich aufthürmender, konisch gestalteter, circa 20 Fuß hoher Erdhügel diente offenbar als Vorwerk zur Beschützung des Eingangs, und jene Bächlein waren die Wasserlieferanten für die Bewohner der Erdburg.

Wir haben es hier also mit einem jener Refugien zu thun, wie wir deren im alten Helvetien eine ansehnliche Zahl hatten. In der Westschweiz hießen sie châtelards. Die Zeit dieser merkwürdigen Erdwerke ist selbstverständlich nicht genau zu bestimmen, doch stammen sie ohne Zweifel aus der vorgallischen Periode unseres Landes her und hatten offenbar den Zweck, bei feindlichen Einfällen einen Sicherheitsort für Menschen und bewegliches Eigenthum zu bieten. Auf diesem unscheinbar kleinen Fleck Landes, Fenis genannt, wickelt sich vielleicht die Geschichte zweier Jahrtausende ab: Lange vor der Herrschaft der Römer in Helvetien gab es offenbar in dieser Gegend schon menschliche Niederlassungen. Dann kamen die Römer, und an eine specula oder römische Warte der von Aventicum nach Salodurum führenden Römerstraße

glaubte man im Hinblicke auf das noch vorhandene Gemäuer auf der Höhe des obersten Plateau der Erdburg schließen zu dürfen; nicht mit Grund, wie ich glaube, denn dazu paßt weder die geographische Lage des vermeintlichen Thurmes, noch auch die Höhe des Hügels, worauf er gestanden haben soll, noch dessen weite Entfernung von dem uns bekannten Zuge der dortigen Römerstraße. In den Fluthen der Völkerwanderung geht die Römerherrschaft unter, und im Gefolge jenes gewaltigen Ereignisses wurde das Christenthum auch in diesen Gegenden bekannt. Klöster erstanden, und der umliegende Adel sorgte pietätsvoll für ihr Wohl, indem er durch diese Art von Wohlthun sich selbst einen Platz im Himmel zu reserviren gedachte. Es traten die Kreuzzüge ein, jene Zeit wunderbarer Begeisterung der abendländischen Christen für die Besitzergreifung des heiligen Landes. Diese aber führten im innern Verkehre der abendländischen Völker einen bedeutenden Umschwung herbei. Das Ritterwesen hatte durch sie einen neuen Impuls erlangt und der Minnegesang ist in Folge derselben wenn auch nicht in's Dasein gerufen, so doch in hohem Grade gefördert worden. Minnesänger, wie der tapfere Friedrich von Hausen und der vielseitige, tiefe, männliche Walther von der Vogelweide machten, der Erstere einen Kreuzzug unter Friedrich I., der Letztere einen solchen unter Friedrich II. mit.

Und nun wollen wir auf die Gesänge unsers Rudolf von Fenis übergehen, um ihnen schließlich ein paar Worte über den Werth und die Bedeutung dieser Poesien folgen zu lassen.

Rudolfs Gedichte umfassen acht Gesänge in 25 Strophen. Ich rücke hier sechs Gesänge nach Von der Hagen (I, 18—20) vollständig ein, nämlich Gesang 1, 3, 4, 5, 6 und 7. Gesang 2 und 8 glaubte ich, weil weniger charakteristisch als die übrigen sechs Lieder, weglassen zu dürfen.

Grave Ruodolf von Niuwenburk.

I. Gesang.

1. GEWAN ich ze minnen ie guoten wan,
nu han ich von ir weder trost, noch gedingen,
Wan ich enweiz, wie mir sül gelingen,
sit ich si mak weder lazen, noch han,
Mir ist, als dem, der uf den boum da stiget,
unt niht hoher mak, unt da mitten belibet,
und ouch mit nihte wider komen kan,
und also die zit mit sorgen hine vertribet.

Wenn mir je die Minne freundlich zuzulächeln schien,
Jetzt habe ich von ihr weder Trost noch Hoffnung,
Denn ich weiß mir weder Rath noch Hülfe,
Seitdem ich sie weder lassen, noch haben kann.
Mir ist, wie dem, der auf den Baum steiget,
Nicht höher hinauf mag und mitten drauf bleibet,
Und auch mit nichten herunterkommen kann,
Und also die Zeit mit Verdruß hinbringt.

2. Mir ist, als dem, der da hat gewant
sinen muot an ein spil, und er da mite verliuset,
Und er'z verswert, ze spate er'z doch verkiuset;
also han ich ze spate erkant
Der grozen liste, die minne wider mich hate:
mit schœnen gebærden si mich zuo ir brahte,
unt leitet mich, als bœse geltære tuot,
der wol geheizet, unt geltes nie gedahte.

Mir ist, wie dem, der da
Seinen Sinn auf ein Glückspiel gewendet hat und dabei
Und es verschwört, aber schon viel zu spät; [verliert,
Also habe ich zu spät erkannt

Die große Arglist, mit der die Minne mir mitspielt:
Mit schönen Gebehrden zog sie mich an sich.
Und sie leitet mich wie ein böser Schuldner,
Der wohl verspricht und nie an Bezahlung denket.

3. Min vrouwe sol lan nu den gewin,
daz ich ir diene, wan ich mak ez miden;
E doch bite ich si, daz si'z geruoche liden,
vo wirret mir niht diu not, die ich lidende bin.
Wil aber si mich von ir vertriben,
ir schœner gruoz scheidet mich von ir libe:
noch dannoch vürhte ich mere,
daz si mich von allen minen vröuden vertribe.

Meine Geliebte muß auf den Gewinn jetzt verzichten,
Daß ich ihr diene, denn mir steht es frei, sie zu meiden;
Und dennoch bitte ich sie, meinen Dienst anzunehmen,
Dann verwirrt mich doch nicht die Bedrängniß, die ich
Will sie mich aber von sich wegtreiben, [jetzt erdulde.
So bin ich damit um ihr gnädiges Wort, um ihre An-
Ja, noch weit darüber hinaus, [schauung,
Um alle meine Lebenslust gebracht.

II. Gesang. [1])

1. Mit sange, wande ich, mine sorge krenken,
dar ümbe singe ich, daz ich si wolte lan;
So ich ie mere singe und ir ie baz gedenken,
so mügent si mit sange leider niht zergan.
Wan minne hat mich braht in solhen wan,
dem ich so lihte niht mak entwenken,
wan ich ime lange har gevolget han.

---

[1]) In v. d. Hagens Zählung der Liederreihe: Nr. III.

Mit Liedern hofft' ich meinen Gram zu stillen,
Und meine Lieder sollten ihn verscheuchen;
Je mehr ich aber dichtend sein gedenke,
So will er um so minder mir vergehn.
Denn Liebesfesseln sind Gedankenfesseln,
Und um so schwerer sind sie abzuschütteln,
Je länger sie ein Herz getragen hat.

2. Sit daz diu minne mich wolte alsust eren,
daz si mich hiez in dem herzen tragen,
Diu mir wol mak min leit ze vröuden keren,
ich wær ein gouch, wolt' ich mich der entsagen.
Ich wil minen kumber ouch minne klagen;
wan diu mir kunde daz herze also verseren,
diu mak mir wol ze vröuden huse geschragen.

Da mich die Liebesgöttin also hoch beehrt,
Daß sie mich hieß im Herzen die zu tragen,
Die meinen Schmerz in Lust verwandeln kann,
Welch' eine Thorheit wär's, ihr zu entsagen!
Der Liebesgöttin stell' ich es anheim;
Sie wird mich aus dem öden Herzeleid
In ihres Freudenhimmels Wohnstatt nehmen.

3. Mich wundert, wie mich min vrouwe twinge
so sere; swenne ich verre von ir bin,
So gedenke ich mir und ist min gedinge:
möhte ich si sehen, min sorge wær' da hin.
So ich bi ir bin, des trœst sich min sin,
unt wæne des, daz mir wol gelinge:
alrest meret sich min ungewin.

In Zauberbanden lieg' ich hier und dorten!
Denn wenn ich noch so ferne von ihr bin,
So weiß ich nur zu denken und zu hoffen:

Könnt' ich sie seh'n, so wär' mein Leid dahin.
Und komm' ich wirklich dann in ihre Nähe
Und glaube nun, Gehör bei ihr zu finden:
Dann erst erfüllt sich all mein Ungewinn.

4. So ich bi ir bin, min sorge ist dest mere,
als der sich nahe biutet zuo der gluot,
Der brennet sich von rehte harte sere:
ir groziu guete mir daz selbe tuot.
Swenne ich bi ir bin, daz tœtet mir den muot,
unt stirbe aber rehte, swenne ich von ir kere,
wann mich daz sehen dunket also guot.

Und bin ich wirklich dann bei meiner Guten,
So wird vor Güte mir dann ebenso
Wie dem, der sich des Herdes milden Gluthen
Zu nah gesetzt und brennet lichterloh.
Bin ich bei ihr, so geht mein Muth zu Schanden,
Und sterben möcht' ich, ist sie nicht vorhanden,
Denn nur ihr Anblick macht mich lebensfroh.

5. Ir schœnen lip han ich da vor erkennet,
er tuot mir, als der vledramus daz lieht,
Diu vliuget dar an, unz si sich gar verbrennet,
ir groziu guete mich also verriet.
Min tumbez herze daz enlie mich also niet,
ich enhabe mich so verre an si verdennet,
daz mir ze jüngest reht alsam geschiet!

Und wenn ich ihre höchste Gunst erhasche,
Sie wirkt, wie auf den Falter wirkt das Licht:
Er fliegt hinein und brennt sich selbst zu Asche,
Der süßen Lockung folgen ist ihm Pflicht.
So hat sich ihr das jugendliche Leben
Des ungestümen Herzens hingegeben,
Daß es in Flammen stirbt und anders nicht.

Grave Ruodolf von Niuwenburk
Minnesänger aus dem XII. Jahrhundert.

Gewan ich ze minnen ie gůten man · nv han ich von ir
weder crost noch gedingen wan ich enweis wie mir
sůle gelingen · sit ich si mag weder lachen noch hau · mir
ist alsa dem der vf den bům da sagen vñ mht hoh mag-
vñ da nutten beliber · vñ och mit mhre widerome kan
vñ also die zit mit sorgen hine vertriber ·

Ov ist alse deme der da hat gewant sinen mvt an ain
spil · vñ er da naitte verlůset vñ er sie versůert ze spa
ze erz doch verlůset · also han ich mich ze spate erkant ·
der grossen liste die d' minne wid' mich hat · mit schone
geberden si mich ze ir brahte · vñ lauter mich alse der
böse geltere tůt · d' wol gehalset vñ gelas nie gedahte ·

Min vrowe sol lan den gewin · das ich ir diene ich mag
es miden · ie doch bine ich si das gerůche liden · so wre
rec mir mht d' not · die ich lidende bin · vnl ab' si mich
von ir vertriben · ir schöner grůs schaidet mich von
w lbe · noch dannoch fürhte ich das si mich vertribe ·

(Facsimile von Gesang I)

III. Gesang. (IV.)

1. Ich kiuse an dem walde,
sin loub ist geneiget,
daz doch vil schone stuont vrœlichen e;
Nu riset ez balde,
des sint gar gesweiget
die vogel' ir sanges, daz machet der sne,
Der tuot in beide unsanfte und we,
des muoz dur not mich verdriezen der zit,
unz ich ersihe, ob der winter zerge,
da von diu heide betwungen nu lit.

Ich seh' es am Walde,
Sein Blatt hat sich gewendet,
Das doch so schön und lustig stand.
Nun fällt es ab;
Darüber verstummen
Die Vögel mit ihrem Sange; das bewirkt der Schnee;
Und darüber wird beiden schaurig und weh.
Ganz so muß mit Recht diese Zeit auch mir verleiden,
Bis ich den Winter wieder enden sehe,
Durch den nun die Heide in Besitz genommen ist.

2. Lib unde sinne,
die gab ich ir vür eigen
uf genade, der si hat gewalt.
Ist, daz diu minne
ir guete wil an mir zeigen,
so ist al min kumber ze vröuden gestalt.
Sus mak ich jungen, sus wird' ich alt,
wan daz mir ein mære noch sanfter tuot,
daz si zer besten ist vor uz gezalt,
diu mich sol machen vro vrœlich gemuot.

Leben und Denken,
Die gab ich ihr zueigen
Auf Gnade, über die hat sie Gewalt.
Will die Minne
Ihre Wohlthaten an mir erzeigen,
So ist all' mein Kummer in Freude verwandelt.
So will ich jung sein, so will ich altern;
Und über Alles noch geht mir die Kunde,
Daß die mich Beglückende
Die beste aller Guten genannt wird.

3. Wolde si eine,
wie schiere al min swære
würde geringer, swie we si mir tuot!
Ir lip ist so reine,
daz nie man wære
an vröuden richer, noch hoher gemuot.
Ist, daz diu schœne ir genade an mir tuot,
so ist mir gelungen noch baz, danne wol.
wan diu vil guote ist noch bezzer, dan guot,
von der min herze niht scheiden ensol.

Wollte sie sich mit mir verbinden,
So würde all' mein Leid
Gemildert, wie viel sie mir auch dessen bereitet!
Ihr Wesen ist so rein,
Daß nicht Ein Mann
An Freuden reicher, noch fröhlicheren Sinnes wär' als ich.
Und wenn meine Schöne sich mir gnädig erweist,
So ist mir noch besser geholfen, denn wohl.
Denn die Seelengute ist noch besser, als gut.
Von ihr soll mein Herze nicht scheiden.

IV. Gesang. (V.)

1. Ich han mir selber gemachet die swære,
daz ich der ger, diu sich mir wil entsagen,
Diu mir z'erwerbenne vil lihte wære,
die vliuhe ich, wan si mir niht kan behagen,
Ich minne die, diu mir's niht wil vertragen,
mich minnent ouch die mir sint doch bor mære:
sus kan ich wol, beide, vliehen unt jagen.

Ich habe mir selber das Leid bereitet,
Daß ich die begehre, die sich meiner entschlagen will.
Diejenige, die für mich zu gewinnen ein Leichtes wäre,
Die fliehe ich, da sie mir nicht behagen kann.
Ich liebe diejenige, die allein es nicht dulden will,
Mich lieben auch Solche, die mir gleichgültig sind.
So kann ich Beides: Nehmen und Lassen.

2. O we, daz ich niht erkande die minne,
e ich mich hete an sie verlan!
So hete ich von ir gewendet die sinne,
wan ich ir nach minem willen niht han.
Sus strebe ich uf vil tumben wan,
des vürhte ich groze not gewinne:
den kumber han ich mir selber getan.

O weh, daß ich nicht wußte, was Minne sei,
Bevor ich mich ihr überließ.
Sonst hätte ich von ihr meinen Sinn gewendet,
Weil mir nichts von ihr zu Wunsche wird.
So ist all' mein Streben nur ein Kinderwahn;
Und werd' ich drüber nichts als großes Leid gewinnen,
So hab' ich dieses Leid mir selbst angethan.

V. Gesang. (VI.)

1. Daz ich den sumer also mazeklichen klage,
walt unt bluomen, die sint gar betwungen,
daz ist da von, daz sin zit
mir noch her hat gevrümt harte kleine ümb ein wip.
Vil lihte gevröuwent si die liehten tage,
den da vor ist nah ir willen gelungen.
mak mir der winter den strit
noch gescheiden hin z'ir, der ie gerte min lip,
So ist daz min reht, daz ich in ie mer ere,
wan miner swære wart nie mere:
o we, z'wiu lat mich verderben diu here!

Daß ich des Sommers Ende kaum beklage —
Wald und Auen sind mit Schnee bedeckt —
Das rührt daher, daß seine Zeit
Mir noch so wenig Liebesheil gebracht hat.
Die rühmen sich wohl der sonnigen Tage,
Denen es damals nach Wunsch ergangen ist.
Wird mir der Winter den Kampf um sie,
Nach der all' mein Leben begehrt, entscheiden,
Dann will ich sogar die rauhe Jahreszeit preisen,
Denn niemals war meines Leides mehr.
O weh, wie läßt mich die Herrin verderben!

2. Diu heide, noch der vogel sank
Kan, an' ir trost, mir niht vröude bringen,
diu mir daz herze unt den lip hat betwungen,
daz ich ir niht vergezzen mak.
Swie vil si gesingent, mich dunket ze lank
daz biten, dur daz verzage ich an guoten dingen,
da von muoz ich dur not sin ungesungen

von ir, wan mir nie wip so nahe gelak.
Swenne si wil, so bin ich leides ane;
min lachen stat so bi sunnen der mane:
doch was genuok groz min vröude her von wane.

Die Wiese und der Vogelsang
Gibt ohne ihren Trost mir keine Freude mehr;
Denn Leib und Seele steht in ihrem Bann,
Und unvergeßlich ist sie mir.
So viel die Frühlingsvögel singen und locken,
Mir fehlt die Hoffnung, und meine Lieder stocken;
Nie hat ein Weib mir dergestalt das Herz bezwungen,
Und dennoch läßt mein Gram sie unbesungen.
Ein Wort von ihr, so bin ich kummerlos:
Und wie der Mond sein Licht hat von der Sonne,
So will ich lächeln dann bei ihrer Huldgewährung.

VI. Gesang. (VII.)

1. Nun ist niht mere min gedinge,
wan daz si ist gewaltik min;
Bi gewalte sol genade sin,
uf den trost ich ie noch singe,
Genade diu sol über komen
grozen gewalt durch miltekeit,
genade zimt wol bi richeit:
ir tugende sint so volle komen,
daz durch reht mir ir gewaldes sol vromen.

Das ist nun meine Zuversicht,
Daß mich die Herrin ganz beherrscht;
Doch bei Gewalt muß Gnade sein,
Und diesem Trost entspringt mein Lied.
Denn Gnade, schwesterlich gepaart

Mit Milde, übet Allgewalt
Und ist der wahre Fürstenschmuck:
Wie leicht nun läßt sich erst ein Joch ertragen,
Das uns die Tugendreiche auferlegt!

2. Swer so stæten dienest künde,
des ich mich doch trœsten sol,
Dem gelünge lihte wol,
ze jüngest er mit über wünde.
Daz sende leit, daz nahen gat,
daz wirt lachen unde spil,
sin truren gat ze vröuden vil:
in einer stunde so wirt es rat,
daz man zehen jar gedienet hat.

Wer sich so treuer Dienste rühmen kann,
Wie ich mich deren rühmen darf,
Der dringt hindurch, erreicht das Ziel
Und steht als Ueberwinder da.
Die Sehnsucht und Beklommenheit
Verwandelt lächelnd sich in Scherz,
Sein Trauern wird ein Freudenspiel:
Und was zehn Jahre Dienst versaget,
Das bringt der Glücksfall Einer Stunde.

3. Swer so langez biten schildet,
der hat sich's niht wol bedaht;
Nach riuwe so hat ez wunne braht,
truren sich mit vröuden gildet
Dem, der (so) wol biten kan,
daz er mit zühten mak vertragen
sin leit, unt nach genaden klagen,
der wirt vil lihte ein sælik man:
daz ist der trost, den ich noch han.

Wer so langes Werben tadelt,
Der hat das nicht wohl bedacht,
Nach Reue hat es Wonne gebracht;
Trauern eint sich dem mit Freude,
Der sich auf Geduld versteht.
Wer sein Leid ergeben trägt,
Sittig um Erhörung fleht:
Dem wird Seligkeit zu Theil.
Dies mein Trost und so mein Heil.

Und nun seien uns noch einige Worte über die Poesien des Rudolf von Fenis, über deren Werth und Bedeutung gestattet!

Schon J. H. Bodmer in Zürich hat im Jahre 1763 in Rudolfs Liedern ganz unverkennbare Nachbildung des Troubadours Folquet von Marseille nachgewiesen, und Dr. Bartsch leistet am angeführten Orte, im Widerspruche zu der Behauptung Vilmars, daß diese Entlehnung nur eine Nachahmung einzelner Züge sei, während Anlage und Tendenz, sowie auch die Färbung des romanischen Originals von der deutschen Nachbildung durchaus verschieden seien, den Beweis, daß Rudolf dem Folquet im Inhalt und in der Form zwar nicht ausschließlich gefolgt ist, aber doch aus Folquet's Liedern manchenorts Gedanken und Ausdruck geschöpft hat. Ja, auch an andere provençalische Dichter finden sich in Rudolfs Liedern Anklänge, und Bartsch vermuthet daher, daß dem Rudolf wohl eine ganze Liedersammlung provençalischer Dichter vorgelegen habe.

In der Frage nach dem poetischen Werthe des deutschen Dichters im Vergleiche zu seinen provençalischen Vorbildern gibt Bartsch den letztern unbedingt

den Vorzug, indem er sagt: „Von einer Uebersetzungskunst, wie wir sie kennen, hatte man in jener Zeit noch keinen Begriff. Es war eben nur ein allgemeines Umschreiben der im Originale enthaltenen Gedanken. Durch diese Verallgemeinerung wird aber der Gedanke verflacht, und Rudolfs Liedern mangelt somit die dichterische Individualität, die Sprache der Leidenschaft.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß Rudolfs Dichtungen nicht originell im strengern Sinne des Wortes sind. Aber ein Gleiches müssen wir ja auch von andern Dichtungen derselben Zeit sagen, und die Behauptung, daß „Rudolf überhaupt das einzige Beispiel einer Entlehnung einzelner Züge des deutschen Minnegesanges aus der romanischen Troubadourpoesie" sei, ist durchaus unrichtig. Rudolfs Poesien deßwegen, weil sie manchenorts Gedanken und Ausdruck aus Folquet geschöpft haben, als schriftstellerisches Plagiat anzusehen, fällt mir nicht von ferne ein. Zu jener Zeit war der Begriff von schriftstellerischem Eigenthum noch kein internationaler.

Um auf die vorliegenden Dichtungen noch etwas genauer einzugehen, mache ich darauf aufmerksam, daß Strophe 1 zu Lied VIII, welches ich nicht in diese Arbeit mitaufgenommen habe, in der Weingartner Sammlung und bei Von der Hagen unter den Liedern Rudolfs nicht aufgeführt ist. Auch in der Würzburger-Handschrift steht sie unter den Liedern des Walter von der Vogelweide. Dr. Bartsch hat die Strophe dem Fenis zugesprochen. Sie heißt im modernen Deutsch:

Ich war frei von Weiberbanden,
Lustig hofft ich fortzuleben,
Daß mich Keine mehr bezwänge,
Und Keine mir den Muth verdränge.

Plötzlich schien Erhörung nah,
Und der Preis schon wie gewonnen,
War das nicht ein bloßer Jugendglaube?
Wer ist reich geworden, ruhend, rastend!

Was dieses VIII. Lied überhaupt auszeichnet, das sind zwei Sentenzen. Derselbe sentenziöse Abschluß einer Gedankenreihe, welcher hie und da die Minnelieder, immer aber die sogenannten „Leiche" karakterisirt, begegnet uns in Strophe 2 und 3 dieses Liedes. Von der Liebesnoth, wie sie der empfindet, der seiner Erhörung bei der Angebeteten ungewiß, sagt der Dichter in Strophe 2 bei Von der Hagen:

We, war ümbe spriche ich daz?
tuot si we, si tuot ouch baz!

Wer erinnerte sich hier nicht an Gretchen's Lied in Göthe's Faust, worin Lust und Leid der Liebe so unvergleichlich schön besungen wird!

Und wenn der Dichter in Strophe 3 desselben VIII. Gesanges einen Augenblick lange bedauert, daß er der Minne gefolgt sei, so ruft er plötzlich voller Resignation aus:

tore, tuo dich vluochens abe:
selbe tete, selbe habe!

Dieses »*selbe tete, selbe habe*« ist enthalten im deutschen Kaiserrechte (Freiberg, Sammlung histor. Urkunden, Bd. IV, Heft 3, Pag. 610), dessen Kapitel 211 überschrieben ist: „Der selb tue, der hab auch selb"; anderwärts heißt es: „Selben thâ, selben ghâ". Dieses uralte Sprichwort besagt, daß Jeder für sein eigenes Ungericht einzustehen hat. Dem Sinne und Wortlaute nach schließt sich dieses Sprichwort an Strophe 2, Zeile 7 des IV., resp. V. Gesanges an: *den kumber han ich mir selber getan.* Es ist inhaltlich ebenso bedeutsam, als es formell wohlklingend (Assonanz) und durch seine Kürze wirkungsreich ist.

Unter den sechs Gesängen, die ich hier aus der Zahl der acht ausgewählt habe, beleuchtet Gesang I das eigenthümliche Verhältniß zwischen dem Dichter und seiner Angebeteten in recht plastischer Vergleichung. Dieses Verhältniß ist für alle Minnesänger karakteristisch. Ueberaus naiv ist auch im Weitern die Art, wie der Dichter im II., resp. III. Gesange sein Verhalten zur Angebeteten mit dem Verhalten des Nachtfalters (Fledermaus bei Von der Hagen) zum Lichte in Parallele setzt. Künstlerisch schön in der Form, und in ächt lyrischer Empfindung besingt Rudolf im III., resp. IV. Gesange den Eintritt des Winters.

Die Wechselwirkung zwischen der uns umgebenden Natur und unserm seelischen Leben scheint in jenen Zeiten eine viel unmittelbarere gewesen zu sein, als sie das heute ist. Auch diese Wahrnehmung gibt ein weiteres Moment ab zu der früheren Behauptung, daß der Minnegesang derjenigen Periode im Menschenleben vergleichbar sei, welche wir die Jugendperiode nennen. Eigenthümlich berührt wohl jeden Leser die Bemerkung des Dichters in Strophe 1 des IV., resp. V. Gesanges, daß er Derjenigen seine Huldig ng darbringe, die davon nichts wissen wolle, während er seinerseits eben so unempfindlich sei gegen Huldigungen, die ihm von anderer Seite dargebracht werden, eine Empfindungsweise, die in Göthe's Wahlverwandtschaften so bedeutsam verkörpert ist. Von der Hagen neigt sich zur Annahme, auch Rudolf von Fenis habe zu der Zahl derjenigen Minnesänger gehört, welche ihre Klagegesänge einer Dame zuwenden konnten, die nicht die eigene Gattin war. Ich halte es für unmotivirt, von dem Inhalte dieser Strophe aus den Schluß ziehen zu wollen, als wäre unser Dichter zur Zeit der Abfassung dieses Liedes verehelicht gewesen. Vielmehr glaube ich mit Dr. Guillaume eher das Gegentheil annehmen

zu sollen.[1]) Im V., resp. VI. Gesang stellt sich unser Dichter gewissermaßen in Gegensatz zu seinen Dichtergenossen: Die besingen den Sommer mit besonderer Vorliebe; nicht also er. Was ihm der Sommer nicht gebracht — Erhörung der Geliebten — das verspricht er sich vom kommenden Winter. Diese Erhörung scheint ihm endlich als wohlverdienter Lohn seiner Treue in Aussicht gestanden zu haben; denn in gehobenerer Stimmung und in zuversichtlicherem Tone spricht er im VI., resp. VII. Gesange von den Vorzügen seiner hochgestellten Dame: ein einziges Wort aus ihrem Munde, die Gunst eines Augenblicks, kann ihn für die jahrelange Bewerbung reichlich entschädigen. Durch sie noch einmal der glücklichste aller Sterblichen zu werden, das ist die Hoffnung, mit der er sich trägt. —

Und damit nehmen wir denn von unserm Minnesänger Abschied, der mit Dietmar von Eist und dem von Kürenberg, sowie mit Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldecke zu den ältesten bekannten Minnesängern gehört. Geht ihm der Vorzug der Produktivität ab, den wir den genannten vieren zusprechen dürfen, so empfehlen sich seine Lieder durch ihre unbestrittene Naivetät und sind uns doppelt bedeutsam, weil der Sänger der Sprößling eines der erlauchtetsten Adelsgeschlechter des Mittelalters ist, und sodann, weil der Boden, auf dem er vor sieben Jahrhunderten sang,

---

[1]) *Guillaume*, Musée Neuch. a. a. O., S. 119: Nous avons lieu d'admettre notre comte encore jeune lorsqu'il composa ses chants d'amour et qu'il n'était pas encore uni à Sybille, comtesse de Montbéliard, dont il fut bientôt séparé par la mort, etc. Aber wie kommt Herr Guillaume dazu, dem Dichter diese Sybille zur Gattin zu geben und die junge Wittwe seit 1263 während der Minorennität ihrer Söhne als Regentin über das Land regieren zu lassen, während Rudolf schon vor 1196 gestorben ist?

heimatlicher Boden ist, Diese Gesänge versetzeu uns in die Zeit, wo der Ort Nugerol noch stand, während heute auch nicht die mindeste Spur mehr von demselben aufzufinden ist; wo die Klöster Andreasbrunnen und Altenryff am schönen Gestade des Neuenburger-, und St. Johannsen am westlichen Ende des Bielersees im ersten Entstehen waren; wo *Novum Castrum*, das heutige Neuenburg, mehr noch nicht war, als ein kleiner Burgflecken, innert dessen Schutzmauern sich bald hernach ebenfalls ein Kloster erhob; sie versetzen uns in die Zeit, da *Arins*, das heutige Saint-Blaise, und *Crissiacum*, das heutige Cressier, Weiler gewesen sein mögen, die, wie heute mit herrlichen Rebpflanzungen, so damals, im 12. Jahrhundert, mit Wald und Sümpfen umgeben waren. Ein Städtchen Nidau oder eiu Neuenstadt gab es damals noch nicht, wohl aber ein Schloß *Herilacum* (Erlach) und einen Ort *Biellum*, *castrum in Biello* (von Bühel oder Büel, erhabener Platz). Schon damals gab es Edle von Twann und Edle von Ligerz, und die Herren von der Fenisburg konnten schon um jene Zeit von dem lieblichen Eilande her, heute die St. Petersinsel genannt, das Glöcklein erklingen hören, das die frommen Cluniacensermönche zur Mette rief. Und wie in den geographischen, historischen und sozialen Verhältnissen dieser Gegend im Laufe der Jahrhunderte großartige Wandlungen vor sich gegangen sind, so hat sich auch die Sprache jener Zeit wunderbar umgestaltet. Eine ansehnliche Anzahl von Wörtern, die damals gebräuchlich waren, sind nicht in die sogenannte hochdeutsche Sprache übergegangen, sondern haben sich bloß noch in einzelnen Volksdialekten erhalten, während an ihrer Stelle neue entstanden sind, oder die alten Wörter einen veränderten Sinn und eine andere Bedeutung erlangt haben. Die Sprache hat viel von ihrer

frühern Klangfülle, Weichheit und Biegsamkeit verloren. Und doch ist sich der eigentliche Sprachkörper gleich geblieben und können wir, was zu den Zeiten eines Rudolf und seiner Zeitgenossen niedergeschrieben worden (vergleiche das diesem Jahrgang des Taschenbuchs beigegebene Facsimile der ersten Strophe des I. Gesanges aus Rudolfs Minneliedern), ohne allzu große Schwierigkeit lesen. Ich schließe meine Untersuchung über einen unserer schweizerischen Minnesänger mit den Worten Herders in dessen Aufsatz: Andenken an einige ältere deutsche Dichter in Briefen (Bd. 25, S. 358 ff.): „Lesen Sie die Gedichte selbst und gewöhnen Sie sich an die Mundart dieses Zeitalters, und Sie werden über die fließende Anmuth und Süßigkeit der alten deutschen Sprache erstaunen. Noch mehr werden Sie erstaunen, wenn Sie diesen ganzen Lorbeer- und Myrthenwald allmälig mit Muße durchwandeln. Kaiser, Könige und Fürsten, Fürsten aus allen Gegenden Deutschlands, Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz — kommen darin vor. Die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden; bald ansehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume, bald kleine, niedliche Gesträucher; hie und da auch ein verworrenes Gebüsch, nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dieses dichterische Zeitalter ein Phänomen in der deutschen Geschichte."

Der Hauptsatz, den ich dieser Untersuchung vorangestellt, ist der Satz, womit ich sie abschließe: Die höfische Lyrik ist die Tochter des deutschen Volksliedes. Sie gehört also überhaupt dem deutschen Volke an, und nachdem sich Adel und Fürsten derselben modisch bemächtigen, hat sie auch ihr Ende erreicht. Diese Monarchen und Vasallen, mit deren Zahl und Namen der Manessische Kodex prunkt, sind

also nicht, wie man stets angenommen hat, die Spitze, sondern das Ende dieser poetischen Kultur. Die damalige Dichtkunst stirbt an den Höfen und durch sie: Genau so haben deutsche Könige und Herzoge unserer Gegenwart die letzten Musen-Almanache gefüllt, und seitdem verstummt abermals die Lyrik der Gelehrten.